

... „die Herkunft des deutschen Geistes  
- aus betäubten Eingeweiden ... Der  
deutsche Geist ist eine Indigestion  
(Verdauungsstörung) „er wird  
mit nichts fertig. (...)  
... Deutsch denken, deutsch fühlen -  
ich kann alles, aber das geht  
über meine Kräfte ...“  
(Friedrich Nietzsche: *Ecce Homo*)

## Andere An-Sichten braucht die Welt!

### Über Ökologie, Wirklichkeit und Industrie

**D**eutsch, Deutschland und deutsche Interessen standen hoch im Kurs dieser Tage. Es kann einem schon bange werden, angesichts dieses Schwalls von Deuschtümelei nicht nur der Regierenden. Denn als der preußische Minister des Innern und der Polizei, von Rochow, im Januar 1838 an Jakob von Riesen in Elbing schrieb, konnte er nicht ahnen, daß seine Worte noch 145 Jahre später Beherzigung finden würden: „Es ziemt dem *Untertanen*, seinem Könige und Landesherrn schuldigen Gehorsam zu leisten und sich bei Befolgung der an ihn ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit dafür übernimmt; aber es ziemt ihm nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes *an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen* und sich in dünkelfhaftem Übermute ein öffentliches Urteil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen.“

Man mag es eine Ironie des Schicksals heißen, daß im Jahre 1983 der Landesherr, Mitglied einer das „christlich“ im Namen führenden Partei, darauf vertrauen darf, daß die Untertanen sich mit der (Un-)Verantwortlichkeit der Obrigkeit beruhigen und ihn munter schaffen lassen ...

Und die Politiker verstecken sich, so sie das Gespräch, den „Dialog mit dem Bürger“, überhaupt noch führen, in allen heiklen Fragen hinter anonymen Apparaten, hinter Technokraten und „Experten“. Eine Haltung übrigens, die Friedrich Schiller schon auf eine treffende Formel brachte, da er in „Wallensteins Tod“ den Oberst Gustav Wrangel sagen läßt: „Ich hab hier bloß ein Amt und keine Meinung.“

Bald möchte man resignierend ausrufen: Die Deutschen haben keine andere, keine bessere Regierung verdient, wären die Fragen, die ihrer Bewältigung harren, nicht so drängend – Raketenjahr 1983, Überwachungsstaat („1984“) und Umweltschutz sind nur einige Stichworte aus einer langen Reihe. Und zu allen diesen Fragen finden wir eine Fülle unterschiedlicher Diskussionsbeiträge.

Wir wollen uns hier mit einem jener Probleme befassen, der Ökologie, genauer: den Beziehungen zwischen Ökologie und Industrie. An Interesse hat dies Thema nicht zuletzt durch ein Buch gewonnen, das der berliner Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler Joseph Huber veröffentlichte („Die verlorene Unschuld der Ökologie“, Frankfurt/Main 1982).

Unter dem Titel: „Auf und Ab: Die langen Wellen der industriellen Entwicklung“, ergänzt Huber ebenda zunächst unser aus Nachrichtensendungen und dem Wirtschaftsteil der Zeitungen aufgeschnapptes Wissen von den „kurzen“ Konjunktur-Zyklen um das Modell der „langen Wellen“, zwischen 40 und 60 Jahre andauernd und seit der Französischen Revolution genau zu bezeichnen. Das Auf und Ab dieser Wellen weist einige immer wiederkehrende Merkmale auf. Stabile Regierungslagen im Auf und kooperativer politischer Grundkonsens, im Ab dann Differenzierung, Polarisierung und Konfrontation der politischen Lager, verbun-

den mit einer Zunahme sowohl restaurativer wie auch revolutionärer Tendenzen.

Das Denken im Auf ist eher evolutiv und positiv, so Huber, subjektiv dagegen und pessimistisch im Ab. Die Kunst eher politisch-vorantreibend im Auf und apolitisch bis Zustands-bejahend einerseits und revolutionär-systemverändernd andererseits dann im Ab. Die Mode schließlich ist im Auf eher körper- und geschlechtsbetonend, im Ab dann eher -verdeckend oder -nivellierend, angleichend.

Die erste lange Welle setzt Huber an von der Französischen Revolution bis zur 48er, der Zeit der sog. ursprünglichen industriellen Revolution 1789 bis 1848. Die zweite Welle 1848 bis Mitte der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts bringt den Durchbruch der industriellen Revolution. Unsere unbewältigte Vergangenheit, die Zeit zwischen den 90er Jahren des vergangenen und den 40ern des jetzigen Jahrhunderts bildet die dritte lange Welle. Die vierte schließlich bewegt sich in unserer Gegenwart.

Auf nicht einmal zwanzig Seiten entwirft Huber so ein Panorama der Zeit zwischen 1789 und 1981. Er beschreibt die langen Wellen, ohne sich mit Fragen nach dem Warum aufzuhalten, so daß ein ungeheuer dichtes Bild entsteht des (nicht nur) europäischen Zeitlaufes. – Die restlichen 150 Seiten kreisen dann mehr oder minder eng um die Frage, wie lange die heutige, vierte Welle andauert, was auf sie folgt und wie eine fünfte aussehen könnte. „Die Massencomputerisierung dürfte für eine fünfte lange Welle das sein, was schon die Massenmotorisierung für die vierte, die Elektrifizierung für die dritte, der Eisenbahnbau für die zweite und die beginnende Mechanisierung für die erste gewesen sind“.

Es ist dies durchaus mehr denn müßige Mathematisierung der Geschich-

te, wie u.a. auch Cesare Marchetti zeigt, der seit 1974 zum wissenschaftlichen Stab für Energieprobleme des Internationalen Instituts für Angewandte Systemanalyse (IIASA) in Laxenburg bei Wien gehört. In der Zeitschrift „bild der wissenschaft“ (Stuttgart, Oktober 1982) schreibt er über „Die magische Entwicklungskurve“. Marchetti analysiert dort die ökonomische Entwicklung der vergangenen 200 Jahre und wagt nach seinen daraus abgeleiteten physikalisch-mathematischen Modell-Rechnungen die Vorhersage, daß der nächste Innovationsschub in zwei Jahren einsetzen und 16 Jahre anhalten werde.

Man mag von solcher Prophetie halten, was man will, Verblüffend genug immerhin, mit welcher Präzision sich die Folge von Basis-Innovation („Entwicklungen, die Anlaß zum Aufbau einer neuen Industrie wurden“), Wirtschaftsaufschwung und Krise vollzieht, so daß „etwa alle 50 Jahre eine wirtschaftliche Aufbauperiode abgeschlossen ist und bis zum Beginn der nächsten eine Krise mit tiefgreifenden Umstrukturierungen eintritt. (...) Der Wirtschaftsaufschwung allerdings, den eine Innovationswelle nach sich zieht, beginnt sich erst fühlbar auszuwirken, wenn ein beträchtlicher Teil der Innovationen nennenswerte Marktanteile erobert hat ... wenn die durch die Basis-Innovationen entstandenen Industrien eine gewisse Größe erreicht haben“ (Marchetti). Die Steuerung der Entwicklung sei dabei zu suchen in den vielfältigen Rückkoppelungsprozessen, die innerhalb des Systems Menschheit und seiner Umwelt wirksam seien.

Ein *System*, früher auch „Formation“ genannt, besteht – soviel sei hier erklärt – aus einer Vielzahl von Elementen, die miteinander in dynamischer Wechselbeziehung stehen. Zudem weisen sie eine

zielgerichtete Organisation auf. Dieses Ziel – die Finalität des Ökosystems (dessen Teil der Mensch <noch> ist) – ist nicht mehr und nicht weniger als die Aufrechterhaltung seines (Fließ-)Gleichgewichtes. Sie ermöglicht die Entwicklung von Leben und Evolution.

Eventuelle Störungen werden vom jeweiligen System selbst sensibel registriert und durch sog. „negative Rückkopplung“ aufgefangen bzw. reguliert, um jenes „Gleichgewicht“ zu halten. Sperren sich die Störungen jedoch (wegen ihrer quantitativen Gewichtigkeit beispielsweise oder ihrer qualitativen Ausformung) gegen jene systemimmanenten Integrations- bzw. Regulationsmechanismen, so eskalieren sie infolge „positiver Rückkopplung“, verstärken sich also. Schließlich indessen, auf einer neuen Entwicklungsstufe des (nun neuen, anderen) Systems, wird ein neuer „Gleichgewichtszustand“ gefunden, der dem alten ähnlich, aber auch vollkommen verschieden sein kann. – Dieser, allen lebenden Systemen eigene Mechanismus der Selbststabilisierung beinhaltet demnach also durchaus zeitweilige Abweichungen (zumal erzwungene) von der jeweils charakteristischen Form und Art der internen Beziehungen zwischen den einzelnen Systembestandteilen. Jedoch ist dies verbunden mit der Tendenz, zurückzukehren zu den das System auszeichnenden Relationen, sobald die Störung beseitigt ist.

Diese Form von Selbstorganisation können wir erklären aus dem Entwicklungsprinzip von (jedes System kennzeichnenden) internen Fluktuationen (Schwankungen) der Art und Intensität der Verbindungen unter den Systemteilen. Sie werden erzeugt entweder durch spontane Aktivitäten des entsprechenden Systems selber, welches zufällige Abweichungen (von dem ja nur statistischen

„Gleichgewichtszustand“) aufgreift – von denen einige ja durchaus das Stabilitätsniveau erschüttern können –, oder auch durch Energieflüsse, die in einem Bereich (Milieu) entstehen, der auf das System (das ja vielfältig horizontal und vertikal vernetzt ist) einzuwirken vermag – der System-Umwelt mithin.

Hiervon also ist die Rede, diese Reaktionsmöglichkeiten sind gemeint, wenn wir von Offenheit und Entwicklungsfähigkeit lebender Systeme sprechen. Auf die fatalen Konsequenzen, die z.B. Joseph Huber aus der Erkenntnis zieht, auch der Mensch und seine Umwelt seien „entwicklungsfähige offene Systeme“, habe ich schon an anderer Stelle hingewiesen (*„Politische Ökologie contra J. Hubers ökologische Industrie“*, in: Schwarzer Faden Nr. 9, Reutlingen 1982). Hier kurz nur dies: Die Entwicklungsfähigkeit jedes Systems – also auch des Menschen – hat Grenzen, jenseits derer sich ein neuer Fließgleichgewichts-Zustand bildet. Doch der Mensch kann aufgrund seiner biologischen Konstitution eben nicht in jeder beliebigen Umwelt existieren, mindestens atembare Luft und genießbare Nahrung müssen für ihn vorhanden sein. – So ließen sich noch eine Reihe von Punkten kritisieren, die Huber in seinem Buch anspricht. Neben seinem schiefen Entropieverständnis (vgl. dazu auch die FA 2/3 1982, S. 30 f.) auch seine irreführende, weil undifferenzierte Kritik an Modellrechnungen etwa, in offensichtlicher Unkenntnis „unscharfer Datensätze“; sein an den tatsächlichen Problemen vorbeigehendes Beschulungsmodell mithilfe von „Bildungsgutscheinen“ anstelle der m.E. wesentlich sinnvolleren Forderung nach Umsetzung der Prinzipien biologischen, (weil die Funktionsweise unseres Zentralnervensystems, unseres Gehirnes berücksichtigenden) und sozialen Lernens; und

auch der Satz, die Industrialisierung der ersten und zweiten „langen Welle“ habe „die Arbeit außer Haus gebracht“, ist angesichts jüngerer Geschichtserkenntnisse nur noch sehr bedingt haltbar, läßt sich doch schon im Mittelalter die räumliche Trennung von Produktion und Reproduktion, von Arbeit und Freizeit nachweisen. So fand ich nach allem desöfteren, Zu- und Umstände würden zurechtgerückt, damit sie „passen“. Ich vermute, dies ist nicht zuletzt Folge einer zentralen These Hubers, die ein Primat der Ökonomie vor der Ökologie behauptet und daraus folgert: „Die alten politischen Positionen – restaurative Rechte, liberale Mitte, demokratische Linke – sind nicht überholt. Man kann höchstens sagen, die Ökologie hat sie eingeholt“.

Und „was wir gegenwärtig erleben, ist eine Neuformierung der ... alten politischen Positionen, im Hinblick auf erneut sich stellende soziale und ökonomische Fragen im Übergang der alten in eine neue Industriegesellschaft“. Mir scheint, diese Auffassung geht an der gegenwärtigen Situation vorbei, ja Huber verkennt damit sogar die Notwendigkeit, sich einer anderen Art der Wirklichkeitsbetrachtung zu bedienen.

Dabei haben wir doch soviel gelernt, zumal in den letzten Jahren. Es soll nicht in den Hirnen verkommen zu bloß ausgedachtem Zeug, das der individuellen Beglaubigung ermangelt! – Doch muß so gleich hinzugefügt werden, dies darf nicht voluntaristischer Merksatz bleiben, er bedarf der Teilhabe. Ich meine, die Aufgabe kann nicht darin liegen, unsere Kenntnisse wohlsortiert im Kopf spazierenzutragen, vielmehr geht es – wenigstens mir – darum, sie zum Bestandteil nicht, nur des Denk-, sondern zuvörderst des Lebens-Systems werden zu lassen, oder

eben: sie praktisch teilhaben zu lassen an unserer Wirklichkeits-Erfahrung.

Wissen heißt ja eigentlich: *gesehen haben*, man könnte auch sagen: *erfahren haben*, und zwar im Leben, nicht im Denken, welches ja nur Reflex, ist auf jenes, das Er-Leben. Damit aber sind wir schon verwiesen auf das, was ich eben nannte die Notwendigkeit der Teilhabe. Ich glaube, es sind in uns noch nicht ausreichend tragfähige Brücken, zwischen den Regionen der *Vernunft* und jenes des Gefühles. Diese Verbindungen aufzufinden, womöglich erst zu bauen, ist, dünkt mich, eine der wichtigsten Aufgaben unseres Lebens. Und dies zumal, sintemalen wir in einer Kultur leben, zu deren Charakteristiken es zu gehören scheint, Kopf und Herz, Gedanke und Gefühl, Intellekt und Spontaneität, Rationalität und Glauben usw. usf. aufzuspalten ...

Erst, da das Schicksal zur (eigenen) Schöpfung wird, wird das Da-sein zur Existenz. Doch neben jenen Verbindungsstegen, von denen ich oben sprach, bedarf es – das Verwandeln des gebeutelten Daseins – auch einer Kritik der Sprache sowie einer Kritik der Wahrnehmung. Wie das? Warum *Sprache* und *Wahrnehmung* in einem Atemzug?

Wir alle konstruieren unsere Wirklichkeit. Schon das Wort selbst verweist darauf: im Substantiv *Wirklichkeit* steckt das Verb wirken und damit eine *Tätigkeit*. Ein Wandeln in zwiefacher Hinsicht – das Auf-sich-wirken-Lassen wie auch die (innere) Organisierung dessen, was da gewirkt hat. Unsere Vernunft aber, das „Werkzeug“ der Reflexion wie auch der Organisierung, unser Verstand ist sprachlich organisiert. Worte also, Terminologien und – als Struktur – Denkg Gebäude. Doch es ist das Verhängnis des gegenwärtigen Menschen zu glauben, ein einmal errichtetes (Denk-)Gebäude habe

Raum genug für alle Erfahrung. Jenseits allen vermeintlichen Wertzerfalls müssen wir uns stets fragen, ob die Horte, die wir gebrauchen, unser Erleben zu erfahren, tatsächlich die richtigen sind. Denn aus einer in Wörtern manifestierten Beschreibung erwächst eine ebenso in Wörtern gefaßte Analyse und aus ihr eine gleichfalls wörtliche Konsequenz, die endlich praktisch wird. Stehen am Beginn dieser Reihe die falschen Wörter, so finden sich schwerlich am Ende die rechten Folgen.

Nebenbei: Man denke beispielsweise an Termini wie *Verdrängung*, *Übertragung* oder *Kompensation* etc. „Wahr“ sind sie, wenn überhaupt, nur innerhalb eines ganz bestimmten Denkgebäudes, in diesem Falle eines tiefenpsychologisch strukturierten. Innerhalb eines ästhetischen, eines lyrischen, meinethalben auch innerhalb eines soziologischen Diskurses aber sind sie bedeutungslos.

Was aber tun wir, was tut der Bürger? Man sucht sich ein Denkgebäude, das einem gefällt, in dem man glaubt, heimisch werden zu können, und preßt alsdann alles Wissen, alle Erfahrung ins Prokrustesbett seiner Terminologie. Mit anderen Worten: fortwährend verstümmelt man seine Erfahrungen. Und wundert sich dann noch, warum man immer wieder leidet, warum jener Satz: *Aus Erfahrung wird man klug*, so wenig zu stimmen scheint ...

Man sieht also: Unser Leben ist letztlich sozusagen „selbstgestrickt“. Und da wir dies erkennen, bedarf es nur noch eines weiteren Schrittes.

Wenn, nach allem, ohnehin alles „selbstgestrickt“ ist, was uns widerfährt, warum überlassen wir es denn dann irgendwelchen „kulturellen Prägungen“ oder ominösen „Sozialisierungen“, die Konstruktion unseres Lebens zu entwerfen, ganz zu schweigen von den „gottgewollten

Obrigkeiten“. Warum sollen wir uns nicht selber aufschwingen zum Architekten unseres Lebens, unserer Lebensumstände!

So plädiere ich hier also für die Notwendigkeit anderer (An-)Sichten. Sogleich jedoch ist da etwas, das man leichtfertig ein „Problem“ nennen könnte: Aus Wissen erwächst Verantwortung – wie auch immer. Bewußtsein und Verantwortlichkeit sind unauflöslich verbunden. Dies aber, das Übernehmen von Verantwortung für sein Tun und Handeln, schreckt so viele. Ein Hoch der Unverbindlichkeit! Und sie ahnen nicht, welcher Freude sie sich damit begeben. Denn Schöpfung muß sich ja nicht notwendig materiell manifestieren, auch ideelle Dokumentation ist möglich, beispielsweise in der Qualität unserer Beziehungen zu anderen Menschen, zu unserer Umwelt schlechthin. Der Stolz auf materiell geschaffenes Werk (Denkmal, Buch, Bild etc.) ist dabei nicht weniger schön, aber auch nicht mehr, als jener auf eine befriedigend gestaltete Beziehung zu seiner Umwelt.

Immer im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit! Und Verantwortung tragen wir, jeder Obrigkeit zum Trotze, nunmal alle! – Dies nun verweist ein weiteres Mal auf die Pflicht, die überkommenen Erkenntniswerkzeuge einer kritischen Betrachtung zu unterziehen.

Ich will ein Beispiel geben von dem, was damit u.a. gemeint sein kann, als Anregung gleichsam zu weiterer Auseinandersetzung.

Ein in bestimmten Sektoren der „linken Intelligenz“ stets gern erhobener Vorwurf ist jener des undialektischen Vorgehens. Einem Bannstrahl gleich trifft er alles, was sich gegen materialistische Doktrinen sträubt – so auch die Systemtheorie, das theoretische Konzept nicht nur der Ökologie. Und das ist, will ich

meinen, zunächst einmal gar nicht verwunderlich, waren doch die ersten Entwürfe tatsächlich ziemlich starr, beispielsweise im input-output-Schema. Heute jedoch, nach mittlerweile mindestens drei Jahrzehnten intensiver Arbeit in Forschung und wissenschaftlicher Diskussion, entbehrt jener Vorwurf seiner Grundlage. Ja, in gewisser Hinsicht ließe er sich sogar gegen seine Urheber wenden.

Was ist, was wir „*Dialektik*“ heißen? Es scheint verloren gegangen im Qualme erregter Geschwätzigkeit. Der Grundgedanke ist sicher, jedes Ding habe (mindestens) zwei Seiten, auf alles wirkten unterschiedliche, womöglich widerstreitende Kräfte ein. Mit anderen Worten: immer wieder geraten gegensätzliche Positionen in eine Auseinandersetzung – These(n) und Antithesen(n) –, aus der nicht die eine oder andere Position gleichsam als „Sieger“ hervorgeht; vielmehr entsteht eine Synthese der Ausgangspunkte, eine Verbindung zu einer höheren Einheit (Die Systemtheorie/Kybernetik spricht in solchen Fällen von „*Übersummation*“ bzw. „*Nichtreduzierbarkeit*“).

Auf diesen Sachverhalt verweist uns schon die Wortgeschichte: „*Kunst der Unterredung*“ ist die eigentliche Bedeutung; anders ausgedrückt: das wechselseitige Bemühen um das Auffinden und Überwinden von Widersprüchen im Sein und Denken (ursprünglich eben im Gespräch, man denke nur an die Dialoge des Sokrates beispielsweise). Ich will hier nicht allzusehr eingehen auf die wechselhafte Geschichte des Begriffes; nur soviel sei gesagt, daß unser Begriff der Dialektik zuerst von F.W.J. von Schelling (1775-1864) mit dem von J.G. Fichte (1762-1814) eingeführten Dreischritt These-Antithese-Synthese verbunden wurde, um dann von G.W.F. Hegel (1770-1831) als inneres Be-

wegungsgesetz des historischen und gesellschaftlichen Seins erkannt zu werden. Karl Marx (1818-1883) schließlich befreite sie ihres idealistischen Gehaltes und wandte sie zur Interpretation, zur Deutung ökonomischer und gesellschaftlicher Verhältnisse an.

„Rücksichtslosigkeit – erste Bedingung aller Kritik“, so Marx am 18.7.1877 an seinen Freund und Mäzen F. Engels (1820-1895), und das Bestreben, den unterdrückten Klassen seiner Zeit ein auch theoretisches Rüstzeug an die Hand zu geben, führten indessen mit dazu, daß letztlich die idealistische Dialektik abgelöst wurde durch eine materialistische. In gewisser Hinsicht entwickelte Marx also die „Antithese“ zu beispielsweise Hegel, seinem Lehrer, nicht aber – wie von manchen seiner Jünger noch heut' behauptet wird – eine neue „Synthese“, eine Aufhebung. So kommt es mitunter zu pikanten Peinlichkeiten, von denen eine der britische Logiker J. R. Lucas beschreibt: „Dem Marxisten, der behauptet, daß alle Ideologien nur die Klasseninteressen ihrer Anhänger widerspiegeln, kann man vorhalten, daß in diesem Falle seine marxistischen Anschauungen lediglich die ökonomischen Interessen seiner eigenen Klasse ausdrücken und keineswegs höheren Anspruch darauf erheben können, für wahr oder gültig gehalten zu werden, als irgend welche anderen Ansichten.“

Das schon angedeutete Charakteristikum ökologischen Denkens nun ist sein steter Ganzheiten-Bezug; oder, in anderen Worten: seine – von idealistischen wie materialistischen Fesseln befreite – dialektische Wirklichkeitsbetrachtung. Denn die Synthese ist ja nicht nur eine Zusammenfassung der ursprünglichen These und Antithese, sondern eine höhere Einheit, etwas, bei dem auch das Umschlagen von Quantität in Qualität beobachtet

werden kann (man erinnere sich z.B. an die oben bezeichneten Rückkoppelungsprozesse in lebenden Systemen), eine der dialektischen „Gesetzmäßigkeiten“ (die in der Systemtheorie u.a. behandelt werden unter den Stichworten Komplexität und Varianz, Diversität und Kommunikation, Übersumation usw.). Daher auch ist die Synthese schon wegen ihres höheren Organisationsgrades (der in ihr verarbeiteten Information  $\leq$  Negentropie) als die Ausgangsthesen zielstrebigere zu ihren eigenen Gunsten sowie nachteiliger für die zeitlich (oder eben auch logisch) vorangehenden.

Insoweit also vor allem Marx und Engels darauf aufmerksam machten, daß Erklärung und Beschreibung der Welt nur gleichsam gebrochenes Bild materieller Verhältnisse sind, insoweit sie demnach der Philosophie die „idealistische Brille“ von der Nase nahmen, auf eben diese Weise zeigt die Kybernetik (oder meinetwegen auch: Systemtheorie oder ökologisches bzw. evolutionäres Denken) auf, daß die materiellen Verhältnisse lediglich Materialisationen sind bestimmter energetischer Prozesse (die die Ökologie untersucht), und nimmt damit sozusagen der Philosophie die „materialistische Brille“ von der Nase.

Dadurch sind nun materialistische Dialektik oder Marxismus keineswegs „widerlegt“ oder „erledigt“, vielmehr positiv aufgehoben. Man könnte auch sagen: das dialektische „Gesetz“ der Negation der Negation, angewandt auf Marx'sches Denken, ergibt eine evolutionäre Weltansicht. – Ich will das an dieser Stelle nur andeuten um die ganze Reichweite dieser Hinsicht zu erfassen, wäre sicherlich eine eigene Abhandlung erforderlich.

Wenn folglich Engels ganz richtig feststellt, „die Dialektik ist aber nichts als die Wissenschaft von den allgemeinen

Bewegungs- und Entwicklungsgesetzen der Natur, der Menschengesellschaft und des Denkens“, so möchte ich hinzufügen, die Kybernetik (verstanden als Bezeichnung evolutionären Denkens und als Regelwerk ökologischer Gesetzmäßigkeiten) ist die Gestalt, deren Teil der dialektische Materialismus ist. Und wie der Körper nur vollständig ist und ganz funktionsfähig vermittelt der Existenz seiner Gliedmaßen, sind diese nur sinnvoll und lebensfähig als Teil der Gestalt.

„Einig zu sein, ist göttlich und gut; woher ist die Sucht denn unter den Menschen, daß Einer und Eines nur sei?“, fragt F. Hölderlin treffend unter dem Titel „Wurzel allen Übels“. Jedoch: Das Hegemonie-Streben orthodoxer Doktrinen, der Griff nach der Definitions-Gewalt über „Wirklichkeit“, ist auch, heute keineswegs abgelegt – schon oben war von unserem Beitrag dazu die Rede.

Während systemisches Denken – wie ich aufzuzeigen versuche – die Befreiung bedeuten kann aus vielfältigen Begrenzungen der Wahrnehmung, der Deskription (Beschreibung), Analyse und Aktion, Handlung, stellen (um nur ein Exempel aus einer langen Reihe der Peinlichkeiten vorzustellen) die „marxistisch orientierten Wissenschaftler“ Boris/Deppe/Fülberth/Kaflil diesen Sachverhalt schlichtweg auf den Kopf, wenn sie der (sicher noch entwicklungs-fähigen) Programmatik der Grünen unterstellen: „Die Koppelung von Wachstum und „traditioneller Politik“, die Zurückführung aller sozialen, ökonomischen und ideologischen Probleme auf ihr Konzept einer „ökologischen Politik“ macht diese politische Strömung letztlich unfähig, politische Antworten und Strategien, die sich auf die grundlegenden Widersprüche unserer Epoche ... beziehen.“ Und mag dies auch Unsinn sein, so erinnert dieser Satz doch

an ein Wort Nietzsches: „Die Antithese ist eine enge Pforte, durch welche sich am liebsten der Irrtum zur Wahrheit schleicht.“

Wozu aber diese weitläufigen Darlegungen? – Vor allem geht es mir hier darum aufzuzeigen, daß Versuche (wie der Hubers z.B.), aus der Not (einer ökonomischen Krise und des sich abzeichnenden „Ökozids“) eine Tugend (die „ökologische Superindustrialisierung“) zu machen, scheitern (müssen), weil sie zu kurz greifen, sozusagen das Denken zu früh einstellen.

Wenn ich dementsprechend darauf hinwies („Politische Ökologie ...“, a.a.O.), daß „Landwirtschaft (...) und besonders der Dienstleistungsbereich (...) sich zukünftig in Relation zur Industrie stark ausdehnen werden, so daß der relative Anteil industrieller Produktion (...) sinken wird“, läßt sich das (nicht nur) am Beispiel der Vereinigten Staaten eindrucksvoll belegen. Während noch um 1820 dort mehr als 70% aller Erwerbstätigen in der Landwirtschaft arbeiteten, schrumpfte dieser Anteil bis zum Jahr 1900 auf knapp 40%, und bis in die 30er Jahre hatte sich mehr als die Hälfte aller Arbeitsplätze von der Güterproduktion auf den Dienstleistungssektor verlagert. Eli Ginzberg („Der Einbruch der Maschinen in die Arbeitswelt“, in: Spektrum der Wissenschaft, Nov. 1982) stellt denn auch lakonisch fest: „Der Anteil der Beschäftigten im Dienstleistungssektor der Vereinigten Staaten nähert sich heute den gleichen 70% Prozent, die vor anderthalb Jahrhunderten auf die Landwirtschaft entfielen. Nur 32 Prozent der Erwerbstätigen sind noch in der Güterproduktion (überwiegend in der Fertigung) beschäftigt ...“

Das erinnert an einen Satz von Jürgen Habermas, der bemerkte, daß „in

postindustriellen Gesellschaften der Anteil der akademischen Berufe (wächst), allgemein nimmt die Bedeutung des Wissenschafts- und des Erziehungssystems zu“. Vom Ende 1980 bis Ende 1981 erhöhte sich – um hier auch einige Zahlen aus der Bundesrepublik zu nennen und nur einen Bereich, das Gesundheitswesen, herauszugreifen – die Zahl der in der BRD berufstätigen Ärzte um rund 2,5 Prozent, der Apotheker um 3 Prozent, des Krankenhauspersonals um 3 Prozent und die Zahl der Hebammen um 2 Prozent. Und während im Jahre 1970 etwa 3.600 Diplom-Psychologen erwerbstätig waren, wurden zum Jahresende 1981 insgesamt 17.770 Diplom-Psychologen gezählt.

Man wird infolgedessen künftig kaum mehr von einer „Industriegesellschaft“ sprechen können (in der ja die Industrie <= sekundärer Sektor> gegenüber Primär- und Tertiär-Sektor <Landwirtschaft und Handel, Transport sowie Dienstleistung> dominiert); denn, wie gesagt: andere Zu- und Umstände bedürfen auch anderer Worte sie zu beschreiben. Und aus anderen Beschreibungen ergeben sich wiederum andere Konsequenzen.

– Ich will hier kein Fazit ziehen. Nur soviel sei gesagt: Es gibt, wie wir sahen, mehr als nur *einen* Grund für uns „Untertanen“, uns *nicht* zu beruhigen mit der „Verantwortlichkeit der Obrigkeit“; mehr als nur einen Grund, nach neuen Werkzeugen zu suchen, unsere Umwelt zu erfahren; mehr als einen Grund, andere (An-)Sichten zu erproben; mehr als einen Grund, schließlich, unserer Verantwortung gemäß aktiv zu werden und zu sein.

MATTHIAS WATERMANN<sup>\*)</sup>

---

\*) aus: FREIGEISTIGE AKTION, Für Geistesfreiheit und Humanismus; Nr. 1/83; Hannover (Hemmingen), 1983; S. 35 ff.